Wie De Wette nach Basel kam

Autor(en): Ernst Jenny
Quelle: Basler Jahrbuch
Jahr: 1941

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/92dd2989-2963-448f-b5c4-e74ede5753f6>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Wie DeWette nach Basel kam¹.

Von Ernst Jenny

Zu Anfang des Jahres 1939 bestimmte ein Erlaß des Dritten Reiches, daß kein deutscher Theologiestudent hinfort in Basel als der Wirkungsstätte Karl Barths studieren dürfe. Dieser Vorfall erinnerte alle mit Basels Geistesgeschichte einigermaßen Vertrauten an jenen nicht ganz ungefährlichen diplomatischen Feldzug Preußens vom Jahre 1824, der unsere Stadt eine Zeitlang in peinliche Verlegenheit und innerschweizerische Schwierigkeiten stürzte, der aber dann dank den Bemühungen des russischen Gesandten Barons von Krüdener und des englischen Ministers Canning noch glücklich im Sande verlief. Er galt vier hier sich aufhaltenden deutschen Flüchtlingen: dem Prosektor Wesselhöft, dem Juristen Wilh. Snell, einem Dr. Karl Follen, dem jüngeren Bruder jenes um unsern Gottfr. Keller so verdienten August Adolf Ludwig Follen, und einem gewissen Dr. Karl Beck, Lateinlehrer am Gymnasium. Der letztgenannte war ein Stiefsohn des Theologen DeWette; bei der Verfolgung des Sohnes mochte in Berlin wohl noch die Erinnerung an den Vater und dessen einige Jahre vorher erfolgte gewaltsame Entfernung aus seinem Lehramte mitgesprochen haben; hatte doch dieser DeWette seither in Basel festen Fuß gefaßt und war im besten Zuge, der neuen Wahlheimat zu europäischem Rufe zu verhelfen. Denn noch geraume Zeit nach der Amtsenthebung scheint kein Gras über die Affäre gewachsen zu sein, taucht doch der Name DeWette

¹ Der nachfolgenden Studie liegt ein vor der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft Basels gehaltener Vortrag zugrunde; er erscheint hier in erweiterter, durch allerhand urkundliches Material bereicherter Fassung.

noch mehrfach in den preußischen Polizeiakten auf, wie schon 1910 Felix Stähelin in einem Aufsätze des Zofinger Zentralblatts nachgewiesen hat. Besonders lebendig erstanden alle diese Dinge wieder im Jahre der Einweihung des neuen Kollegiengebäudes; die schöne, damals vom Zofingerverein gestiftete DeWette-Scheibe hat den Bürger auf die Frage gestoßen: wer war denn eigentlich dieser DeWette?

Merkwürdigerweise hat DeWette bei uns noch keinen eigentlichen Biographen gefunden. Wohl steht von ihm zu lesen in theologischen Enzyklopädien und Universitätsgeschichten; die Kirchengeschichtsforscher K. R. Hagenbach und Rud. Staehelin haben ihm Studien gewidmet, und in neuerer Zeit haben sich Wilhelm und Eberhard Vischer in ihren Gesamtdarstellungen einläßlicher mit ihm befassen müssen. Aber naturgemäß überwiegt bei allen das theologisch-systematische Interesse, das biographische oder gar stadtgeschichtliche ist zurückgetreten; wie denn auch die deutsche Forschung seit O. Pfeleiderers Ausführungen in seiner «Entwicklung der protestantischen Theologie in Deutschland seit Kant» (1891), soweit ich sehe, nicht mehr versucht hat, ein umfassendes Bild der geistigen Persönlichkeit zu entwerfen, bis in jüngster Zeit der Leipziger Theologe Horst Stephan sich um eine allseitig gerechte und verständnisvolle Würdigung bemühte. (In Band 9 der Theol. i. Abriß; Sammlung Töpelmann, Berlin, 1938.) Von seiner Art, DeWette neu zu sehen, wird noch zu reden sein.

Um so mehr rechtfertigt es sich, von einem Teil dieses Lebensganzen einmal im einzelnen eingehender und im Ganzen zusammenhängender zu erzählen, nämlich von *DeWettes Berufung nach Basel*. Von hier aus gesehen, drängen drei Hauptfragen an den geschichtlichen Betrachter heran: *Wer war damals DeWette? Wie ging die Berufung vor sich? Wie wurde DeWette mit allem, was er mitbrachte, in Basel aufgenommen?*

* * *

Wilhelm Martin Leberecht DeWette ist 1780 als Sohn eines Geistlichen in dem kleinen Ulla bei Weimar geboren. Die Familie war vor zweihundert Jahren aus Holland nach Thüringen eingewandert; der Name DeWette bedeutet also der Weiße. Auf eine in gesunder dörflicher Umgebung verbrachte Kindheit, aus der ihm sein Leben lang die Freude an Gartenbau und Blumenzucht verblieben ist, folgten Gymnasialjahre in Weimar. *Thüringen*, Weimar und seine Umgebung, die Geburtsstätte des deutschen Idealismus, und *Herder*, damals dort Hofprediger und Generalsuperintendent, der als solcher die Aufsicht über die Schulen führte — ist es da zu verwundern, wenn auf solchem Boden einem geistig für alles Hohe aufgeschlossenen Jüngling schon frühe die Frage von Kunst und Religion nahetrat? Das war ja gerade die Zeit, da Herder als universaler Anreger sich wieder der Theologie zuwandte; damals begann sein Kampf gegen Kant. Von allen damals in Weimar versammelten Großen hat *er* entscheidenden Einfluß auf DeWette ausgeübt.

Von diesem tiefgreifenden Einfluß Herders reden die meisten Darsteller DeWettes, aber kaum einer nimmt sich die Mühe, im einzelnen die Fäden aufzuzeigen, die vom Meister zum Jünger führen. Kehrt man nämlich von der Beschäftigung mit DeWette zu Herder zurück, so ist man überrascht, wie vieles sich da vorgebildet findet. Die historisch-genetische Betrachtungsweise der Urkunden, mit der Herder wesentliche Errungenschaften der Folgezeit vorweggenommen hat, seine Forderung geschichtlichen Vorstellungsvermögens, von D. Fr. Strauß etwas verächtlich Herders «qualmende Phantasie» genannt, seine hohe Auffassung von den Aufgaben der Kirche und seine ebenso hohe Auffassung auch der kleinen, oft lästigen Amtspflichten des religiösen Erziehers — alles kehrt bei DeWette wieder; Herdersche Ideen lagen in der Luft, Herders Beispiel wirkte nachhaltig und andauernd. Ein paar Beispiele: Als praktischer Theologe hat sich DeWette nicht nur der schwachen Hebräischschüler per-

sönlich angenommen, sondern auch mit den zungen-schweren Schweizer Jünglingen Redeübungen betrieben, genau so, wie der redemächtige Ostpreuße Herder mit den maulfaulen Thüringern. Die heute noch lesenswerte Schulrede von 1796 hat der Weimarer Gymnasiast wohl noch erlebt: «Von der Ausbildung der Rede und Sprache in Kindern und Jünglingen.» Jedenfalls hat sich sein späterer Lehr- und Kanzelvortrag gerade der Vorzüge erfreut, und zwar nach allgemeinem Urteile, deren Aneignung Herder so angelegentlich empfahl; «jeder stehe wie Ulysses da, wie Homer ihn beschreibt, mit ruhigem Auge und gesenktem Szepter, als ob er was zu sprechen wisse; aber wenn er zu reden anfängt, dann mögen die Worte, wie leichte Schneeflocken, einander folgen; er befriedige mit jedem Worte, und man vergesse alles andere über seiner angenehmen wohlklingenden Rede.» Diesen Schlußappell des Lehrers an sprachliche Zucht hat der Schüler zeitlebens nicht vergessen. — Von den Schriften Herders aus DeWettes GymnasiastENZEIT, d. h. also den mittleren 90er Jahren, seien nur zwei erwähnt. Einmal die «Von der Gabe der Sprachen am ersten christlichen Pfingstfest». Wie Nachhall eines starken Jugendeindrucks berührt in DeWettes später Erklärung der Apostelgeschichte die ausnehmende Sorgfalt, mit der dem *γλώσσαις λαλεῖν* zu Leibe gegangen wird. Die andere Schrift handelt «Von der Auferstehung, als Glauben, Geschichte und Lehre». Wenn der Meister darin «Lehre der Kirche, Menschenverstand und Bedürfnis des Gemüts versöhnen» will, (R. Haym, Herder, II. 532) und in betreff der Wunder von geistigster Symbolik spricht und ihren Wert in den geistig-sittlichen Wirkungen sieht, so glaubt man da schon DeWettesche Ergebnisse heraus-, oder besser, vorauszuhören. Seiner Dankbarkeit und Verehrung hat schon der Student Ausdruck verliehen in Versen auf der «Herdersruhe» am Ettersberg bei Weimar, aber der bestandene Universitätslehrer noch ebenso warm im «Herder-Album» von 1845. Und er hat sie wieder weitergegeben an K. R.

Hagenbach; der Abschnitt über Herder in dessen Kirchengeschichte gehört noch heute zu den lesenswertesten Partien des Werks.

Als Student zu *Jena* und später als Dozent daselbst hat DeWette von den mit Goethe in lebhafter Verbindung stehenden Rationalisten Griesbach und Paulus und ihrer historisch-kritischen Aufklärung wenig empfangen; Schellings Pantheismus kam ihm «*leer*» vor und stieß ihn ab; um so inniger schloß er sich dort und später in *Heidelberg* an den nur wenig älteren Halbkantianer *Jak. Friedr. Fries* an, der in neuerer Zeit wieder eine Neubelebung erfahren hat (in der Neu-Friesschen Schule zu Göttingen unter dem 1882 geborenen Führer L. Nelson). Fries wollte dem Kantischen System eine psychologisch-anthropologische Grundlage geben; so untermauert, war für ihn die Kritik der Vernunft eine Erfahrungswissenschaft auf dem Grunde der Selbstbetrachtung. Seine Religionsphilosophie sucht einen Ausgleich zwischen der Kantischen und der Glaubensphilosophie Fr. Jacobis. Sie unterscheidet Wissen, Glauben, Ahnen; auf dem Ahnen beruht die Religion. Eine allgemeine Vorstellung von Friesens Philosophie geben die landläufigen Darstellungen gerne mit den folgenden Sätzen: «Wir *wissen* von den Erscheinungen (theoret. Vernunft), wir *glauben* an das wahre Wesen der Dinge (praktische oder handelnde Vernunft), wir *ahnen* dieses in jenen. (relig. ästhetisches Gefühl). Bezeichnenderweise ist für Fries nicht der verstandesmäßig erbrachte Beweis die festeste Stütze der Wahrheit, sondern das unmittelbare Gefühl. Dieses ist durch Reflexion zum klaren Bewußtsein zu erheben. Auf dem Gerüste dieser Philosophie beruht im wesentlichen DeWettes Dogmatik. Sie hat nach der Darstellung des erwähnten Horst Stephan die Lehre der natürlichen und idealästhetischen Betrachtungsweise gezeitigt und damit zuerst die neuen Fragen nach dem Verhältnis von Religion und allgemeinem Geistesleben, von Christentum und Geschichte, von Theologie und Religionswissenschaft erörtert.

Die hervorragende philosophische Anlage DeWettes hat noch nach dessen Tod C. G. Jung in seinem Tagebuch gebührend hervorgehoben. Sie kam auch auf dem Felde des philosophischen Romans zur Geltung; davon später. Hier sei im Zusammenhang nur angemerkt, daß er auch auf diesem Gebiet in Fries einen Vorgänger hatte, dessen Roman «Julius und Evagoras oder die Schönheit der Seele» aber heute höchstens noch ein philosophisches Schattendasein führt. Stark zu exegetischen Arbeiten neigend, wechselte der Philosoph DeWette in Heidelberg die Fakultät, und mit der Uebersiedelung an die neugegründete Universität *Berlin* beginnt dann sein glänzender Aufstieg unter die Leuchten der theologischen Wissenschaft.

Wegen Beteiligung am Wartburgfest wurde Freund Fries jahrelang in seinem Amte kaltgestellt. Unter harmloseren Umständen lauerte auf DeWette ein viel grausameres Geschick. Auf einer Ferienwanderung war er im Herbst 1818 mit dem sympathischen Studenten Karl Sand und dessen edler Mutter bekanntgeworden. Als ein halbes Jahr darauf der exaltierte Jüngling den allgemein verhaßten russischen Staatsrat und deutschen Dichter Kotzebue ermordete, weil man in ihm einen Verräter und Todfeind des deutschen Volkes sah, schrieb DeWette einen ausgiebigen Trostbrief an die schwergeprüfte Mutter, der die Tat verurteilte, aber ihre Beweggründe auf alle erdenkliche Weise zu verstehen suchte. Der Brief kam in die Hände des Königs; DeWette wurde zur Rechenschaft gezogen. Er bekannte sich dazu und verteidigte sich geschickt; Studenten, Kollegen und Senat verwendeten sich für ihn — alles umsonst; ohne richterliche Untersuchung wurde er kurzerhand entlassen: er hatte ja einen Meuchelmörder verteidigt! Ein «Gnadenquartal» anzunehmen war er zu stolz; zu seiner Rechtfertigung vor der Nation ließ er die Aktenstücke drucken; die Kollegen sammelten Gelder, ihn vor Not zu schützen. Die nächsten Jahre verbrachte er in stiller Forscher- und Schriftstellerarbeit zu *Weimar* und hat dabei sein schon recht ansehn-

liches theologisches Gepäck um einige gewichtige Stücke vermehrt.

So ungefähr sah man den preußischen DeWettehandel bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts, DeWette-freundlich, wenn man sich der sorgfältig das Urteil abwägenden Führung des Kirchenhistorikers *Karl v. Hase* anvertraute, ungünstig, wenn man nur einem *Heinr. von Treitschke* Gehör schenkte. Treitschkes Darstellung ist ein Schulbeispiel von unabsichtlicher Geschichtsfälschung aus Staatsgesinnung. Vergleicht man nämlich das Dutzend Zeilen, die er («Deutsche Geschichte im 19. Jahrh. Bd. II, S. 526) dem Trostbrief widmet, mit dem viermal so umfanglichen Original, so ist man betroffen von der Willkür, mit der Treitschke das DeWette Belastende der brieflichen Wendungen aus dem Zusammenhange herauspflückt, dabei nicht einmal durch Punkte die Auslassungen andeutet, dafür aber alles beschweigt, wo DeWette die Tat als solche ausdrücklich verurteilt. Daß man politische Geschichtschreibung auch anders betreiben kann, hat zwanzig Jahre nach ihm Georg Kaufmann in einem gleich betitelten, freilich minder temperamentvoll abgefaßten Werke bewiesen; er wird DeWette viel eher gerecht. Erst in neuerer Zeit hat dann der Berliner Historiker *Max Lenz* alle erreichbaren Akten nochmals durchforscht und seine Ergebnisse ebenso klug als sachlich in einem Aufsatz der Festschrift zum 70. Geburtstage des Berliner Theologen Paul Kleinert vorgelegt (in «Philotesia»). Was an der «vielverschlungenen Entwicklung», die zugestandenermaßen auch einem Lenz nicht ganz zu entwirren gelungen ist, uns interessiert, ist in kurzem folgendes:

DeWette war schon vor dem kompromittierenden Brief als Liberalgesinnter der «Untersuchungskommission für demagogische Umtriebe» verdächtig geworden; man hatte ihn zitiert, weil er einmal an der mißliebigen Montagsgesellschaft «Das blaue Vergnügen» des Gardehauptmanns Plehwe teilgenommen; diese und eine zweite Zitation hatte er im Gefühl seiner Unschuld ignoriert. Bei

der dritten stand der Gendarm vor der Tür des Hörsaales; jetzt galt es Ernst. Ein Zürcher Student sollte seinem Vater ein Urteil DeWettes über Sands Tat heimgeschrieben und die Polizei den Brief erbrochen haben. Die Berliner Allgewaltigen waren zur Zeit: Altenstein als Minister der geistlichen Angelegenheiten, der Polizeiminister Wittgenstein und Hardenberg, damals ganz im Banne der Polizei und auch Metternichs. Doch die Sache drohte zum Aerger von DeWettes Gegnern im Sande zu verlaufen. Da kam mit dem fatalen Trostbrief die willkommene Wendung. Jetzt ließ sich die Angelegenheit DeWette flott mit der großen Politik verkoppeln: gerade in jenen Wochen entstanden die Karlsbader Beschlüsse, und Hardenberg beeilte sich, durch sein Verhalten die Treue zu ihnen zu beweisen. Der König war erbittert; seinem schlichten Verstande waren wohl auch die psychologisch fein differenzierenden Gedankengänge im Briefe DeWettes zu schwierig; durch private Gutachten wurde er noch mehr aufgestachelt; ganz ehrlich und sauber ist von den hohen Stellen auch nicht mit der Aktensammlung umgegangen worden, es fehlen darin wichtige Stücke; und DeWette, der keinen Entwurf zu seinem inkriminierten Briefe mehr besaß, war außerstande zu beurteilen, ob der Abdruck darin wortgetreu war. Wie war überhaupt der Brief in die Hände der Regierung gekommen? K. von Hase behauptet, die Polizei habe eine Abschrift bei DeWettes Stiefsohn gefunden, während M. Lenz eher zu der alten, schon von Varnhagen vertretenen Annahme neigt, der Brief sei durch die bayrische Regierung ausgeliefert worden, und Varnhagen ist für solche halbdunkle Geschichten stets eine gute Quelle gewesen. Es war damals dicke Luft in Berlin. Bezeichnend dafür sind folgende Tatsachen. Aus Briefen Schleiermachers an E. Mor. Arndt geht hervor, daß bis in das Frühjahr 1822 hinein, was M. Lenz entgangen ist, sogar ein Schleiermacher als Verfasser wichtiger Schriftstücke in den Verhandlungen seine Stellung schwer bedroht fühlte. Die gedruckte Aktensamm-

lung selbst machte in Berlin böses Blut, und über der Gehaltsfrage waren Schleiermacher und Hegel dermaßen aneinandergeraten, daß es in Hofkreisen schon hieß, sie seien mit Messern aufeinander losgegangen. Man erinnerte sich wohl auch noch der jüngsten Publikation der Verfolgten «Von der Sünde wider den Heiligen Geist»; darin war alles einem gesunden Fortschrittsgeiste Zuwiderlaufende auch als Sünde gegen den Heiligen Geist gebrandmarkt, auch das ein für die regierenden Kreise schwer verdaulicher Brocken!

* * *

Das war also dieser Doktor DeWette, der nun laut Ratsprotokoll am 19. Januar 1822 auf Antrag des Erziehungsrates als Professor der Theologie nach Basel berufen wurde. Hier war schon lange Monate vorher von ihm die Rede gewesen und hatten sich die Gemüter pro und contra erhitzt. *Wie kam es denn zu der Berufung?*

Die Erziehungsakten V 8 Abt. Theolog. Fakultät unseres Staatsarchivs enthalten nichts darüber, welchem Kopfe zuerst der kühne Gedanke an den berühmten Gelehrten entsprungen ist. Wohl sind Empfehlungsschreiben erlauchter Stellen und Männer aus Deutschland vorhanden, z. B. von den berühmten Heidelberger Kollegen Daub und Creuzer; beide Männer spielen in der romantischen Geistesbewegung eine Rolle, der zweite damals wenig vorteilhaft genannt und bekannt als mittelbare Ursache zum Freitod der zarten Dichterin Caroline Gündelode. Beide stellen DeWette das denkbar schönste Zeugnis aus: Heidelberg habe seinen Wegzug seinerzeit schmerzlich empfunden. Aehnlich lautende Schreiben sandten der Geh. Kirchenrat Prof. Schwarz an den Basler Juristen Snell und der Frankfurter Stadtpfarrer A. Stein an seinen hiesigen Amtsbruder zu St. Elisabethen, Pfr. Carl Wolleb; darin steht zu lesen, der Kanzler der Universität, Bürgerm. Joh. Heinr. Wieland, würde sich mit dieser Berufung um Basel ein unschätzbares Verdienst

erwerben. Als dann die Diskussion in Fluß kam, warf sich Wieland mächtig ins Zeug. Aber weder in seinem noch in DeWettes Nachlaß auf unserer Universitätsbibliothek fand sich bis jetzt eine Andeutung darüber, ob der erste Anstoß von hiesigen DeWette-Verehrern ausging, oder ob DeWette selber, wieder hungrig nach Lehrtätigkeit, einen Fühler nach Basel ausgestreckt hat. Das letzte könnte man schließen aus dem vorläufigen Schreiben Wielands an den Erziehungsrat, wo es heißt, ein «Mann sei Aspirant, auf den man sich in weniger ungewöhnlichen Zeiten keine Hoffnung machen könnte.» Wieland würde wohl nicht so leichtin das Wort «Aspirant» brauchen, wenn man von dessen Bereitwilligkeit nicht schon gewußt hätte. Aber eben: wer überhaupt die Nomination gewagt hat, darüber herrscht Dunkel. Es darf deshalb in diesem Zusammenhang wohl noch einer Vermutung Raum gegeben werden, die nach Würdigung aller Umstände nicht mehr allzu kühn erscheint. Man weiß, daß DeWettes medizinischer Kollege C. G. Jung durch die Vermittlung des großen Alex. von Humboldt nach Basel gekommen ist. DeWette und Jung waren von Berlin her miteinander vertraut. Dort hatte Jung unter Schleiermachers Führung seinen Uebertritt vom katholischen zum protestantischen Bekenntnis bewerkstelligt; dort hatten beide die schlimmen Zeiten der Verfolgung — Jung hat sogar monatelang gesessen — durchgemacht. Jungs Verehrung und Dankbarkeit für Humboldt ist noch vierzig Jahre später so frisch und warm wie ehemals; davon legt sein längerer Tagebucheintrag vom 6. Mai 1859 ein glänzendes Zeugnis ab; es ist der Tag, an dem der Bericht vom Ableben des Naturforschers in Basel eintraf. Jung zitiert bewegten Herzens offenbar damals gesprochene Worte seines Gönners: «Er wolle gutmachen, was sein Gouvernement mir durch eine Reihe von Ungerechtigkeiten geschadet habe», und er schließt: «mit diesen Worten bot er mir, dem Verbannten, Verstoßenen, Verlassenen die Hand in Paris. Der Unvergeßliche, Gütige hat

Wort gehalten. Ich aber auch.» Liegt da der Gedanke nicht nahe, Jung habe auch seinen Leidensgenossen Humboldt ans Herz gelegt und dieser auch an DeWette das Unrecht «seines Gouvernements» mit einer Empfehlung nach Basel gesüht?

Im Sommer 1821 hat die Kuratel den *Vorschlag De Wette* an den Erziehungsrat gesandt. Alsbald erhob sich von seiten der Orthodoxie scharfer *Widerspruch*. Einzelne Glieder des Erziehungsrates sprachen der Kuratel offenen Tadel aus. Man beschloß, die Sache auszustellen, bis ein Gutachten der Gegner mit Auszügen aus DeWettes Schriften jene Einwendungen triftig begründet hätten. Wieland war ehrlich entrüstet, wie sein Brief an den Staatsschreiber Sam. Braun zeigt, «daß man thätig gegen jede Neuerung, welche unsere dermaligen Zionswächter in Schatten stellen würde, gearbeitet habe.» Ob man dem Obskuranismus das Feld räumen solle? Seine Kollegen seien nicht kampflustig, und er allein könne nicht an gegen die Dummheit des Zeitgeistes. Auch gewagte theologische Erläuterungen schienen ihm weniger nachtheilig als die dermalige Einseitigkeit, Beschränktheit und Dünkelhaftigkeit der «allein rechtgläubigen Baselschen Religionslehrer.»

Die *Hauptgegner* waren: Johann Rudolf *Buxtorf*, Dr. der Theologie und Professor, z. Z. Dekan der theologischen Fakultät, Antistes Hieronymus *Falkeisen* und Pfarrer Simon *Laroche*; ihnen gesellte sich Emanuel *Merian* zu, seit kurzem erst Inhaber eines theologischen Lehrstuhls. Diese lud die Kuratel ein, ihr Urteil über DeWette in einer Eingabe zu begründen und mit Stellen aus seinen Schriften zu belegen. Am 4. Oktober lief das *Gutachten* ein. Zugrunde gelegt waren DeWettes «Christliche Sittenlehre», sein Lehrbuch der christlichen Dogmatik und seine «Historisch-kritische Einleitung in das Alte Testament». Als höchst bedenkliche Resultate DeWettescher Forschung nannte das Gutachten folgendes: 1. Die im A. T. und N. T. enthaltene Offenbarung habe keine Autorität, als soweit

sie allgemeine Vernunftwahrheiten enthielte; 2. die Echtheit der Heiligen Schriften werde mit willkürlichen Behauptungen bestritten und der Glaube dadurch gefährdet; 3. manche Lehre der Bibel werde entstellt, beliebig gedeutet oder verworfen. Die populären Schriften DeWettes fielen nicht in Betracht, seine Grundsätze zeigten sich zur Genüge in den genannten Büchern. Dann wird beigefügt: Wenn es schon ein schmerzliches Geschäft sei, so schreiben zu müssen, so sei es ein unseliges Beginnen, einen Mann anzustellen mit der Autorität des Lehrers und der Zugabe der Gelehrsamkeit und gewandten Darstellung, aber von so «grenzenloser Willkür in Urteil und Absprechen». Von einer Prüfung zwischen Wahrheit und Irrtum sei nicht mehr die Rede, wo das principium cognoscendi selbst weggerückt sei.

Diesem Schriftstück legte Buxtorf noch ein persönliches Schreiben bei: So nötig die Besetzung der Stelle sei, so gefährlich zeige sich diese Art, wenn man Mißhelligkeiten der Dozenten im geistlichen Stande und unangenehme Folgen oder Eindrücke im Publikum voraussehe.

Ueber die *Verfasser* dieses Gutachtens einige Worte! Es hält schwer, an ihre Unvoreingenommenheit zu glauben. Unter den Akten liegt auch Auszug und Uebersetzung der lateinischen Schrift DeWettes «de morte Jesu Christi expiatoria» von 1813 und eine Bemerkung dazu aus der Vorrede zur 2. Auflage s. Dogmatik von 1821 (die Verfasser haben nur vom 1. Bd. die 2. Auflage geprüft!); sie spricht von der «jetzigen bessern Einsicht des Verfassers», und wie er sich vom toten Begriff losgemacht, Leben und Geschichte besser kennengelernt und in diesem Maße mit dem bestehenden Lehrbegriff mehr befreundet habe. Daraus hätten sie doch bei einiger Unbefangenheit die schönsten Entwicklungsmöglichkeiten nach ihren Wünschen hin spüren können! Johann Rudolf Buxtorf, geb. 1747, jetzt im 75. Lebensjahr stehend, vertrat seit dreißig Jahren das Fach der Dogmatik, nachdem er früher Rhetorik, Kirchengeschichte und biblische Archäologie ge-

lehrt hatte. Als blutjunger Kandidat war er einst Hofmeister beim Prinzen von Bückeburg gewesen, zur selben Zeit, als Herder von Straßburg her dort seine Hofpredigerstelle angetreten und der junge Scharnhorst dort die Kriegs- und Ingenieurschule bezogen hatte, was als merkwürdiges zeitliches Zusammentreffen nicht unerwähnt bleiben soll. Von der geistigen Weite und der Aufgeschlossenheit des regierenden Grafen, der ein wahrer Friedrich der Große in kleinerem Format muß gewesen sein, scheint er wenig in die Heimat mitgebracht zu haben. Seine Professur hat er erst mit 82 Jahren niedergelegt († 1831). In der Zähigkeit, mit der er an Lehramt und Ueberlieferung festgehalten hat, wird er nur noch von dem bekannten Verfasser der «*Athenae Rauricae*», Joh. Werner Herzog, übertroffen. Man kann nicht umhin, an diesen zu erinnern; denn auch er hat einmal ein denkwürdiges Gutachten über die theologische Fakultät verfaßt — am 8. Febr. 1810 —; das lehnte glatt und kühl jede Notwendigkeit einer Neuerung im theologischen Betrieb ab: Kirchengeschichte, biblische Archäologie, Philologie und Kritik ständen wohl im Vorlesungsverzeichnis, könnten aber privatim mit größerem Nutzen gelehrt und gelernt werden! — Professor Eman. Merian (Prof. von 1820—29) war ein vielseitiger Gelehrter. Mathematik war ursprünglich sein Lieblingsfach gewesen; über die Flöte hatte er eine musikästhetische Dissertation verfaßt; poetisch begabt, übersetzte er Racine und drechselte selber geschickt Verse im Stil der Hofpoeten des 18. Jahrhunderts; seine theologischen Vorbilder suchte er in Holland und England; der deutschen Theologie mißtraute er, die moderne spekulative Sprache war ihm unverständlich. (Ueber alle diese Männer und Zustände orientieren nebst den Universitätsgeschichten die lebendigen Sonderstudien von K. R. Hagenbach und R. Staehelin.)

Den Antistes Hieronymus Falkeisen (Ant. von 1816 bis 1838) hat K. Rud. Hagenbach in dem bekannten Poem von 1871 auf die Basler Antistites in der Aula des Mu-

seums besungen; es hält mit kunstvoller Absicht den altertümelnden Stil fest; die Stelle lautet:

«Der in historicis absonderlich gelehrt,
Auch seinen Bücherschatz der Kirche hat verehrt.
Er war der Letzt' im Chor der guten alten Herrn
In ‚Krös' und in ‚Habit' . . .»

Falkeisen hat mit seinem Kollegen zu St. Elisabethen J. Fr. Miville homiletisch-katechetische Uebungen für die Studenten abgehalten und später als Antistes die jungen Theologen zu einem praktischen Kränzchen bei sich versammelt. Denn auch die Homiletik war noch kein Lehrfach damals. Bezeichnend für seine ängstliche Enge ist seine Einstellung zur ersten allgemeinen St.-Jakobs-Schlacht-Feier von 1824. Wir sind darüber aufs beste unterrichtet durch die lebendigen Tagebuchaufzeichnungen des Pfarrers Dan. Kraus zu St. Leonhard, die P. Meyer-Lieb im Basler Jahrbuch von 1910 veröffentlicht hat. In einer stürmischen Kapitelsitzung hätten Kraus und Obersthelfer Jakob Burckhardt (Köbis Vater) die Beteiligung der Geistlichen an diesem «Bürgerfest» gegen Falkeisen durchgesetzt; als sie sich dann zum Festzuge bei ihm hätten versammeln wollen, habe er sie zum Zeichen seines Abscheus im Nachtrock empfangen, so daß sie vorzogen, von der damals im Reinacherhof gelegenen Lesegesellschaft aus anzutreten. Aus mehr als einer Tatsache geht hervor, daß Kraus recht hat in der Annahme, aus Angst vor der neuen Theologie habe sich Falkeisen an die Pietisten angelehnt, ohne zu bemerken, daß sie ihn bloß zu ihrem Werkzeug mißbrauchten. Obersthelfer Jakob Burckhardt hat Falkeisen das in einer spätern Kapitelsitzung auf den Kopf zugesagt. — Mit Freimut, Ernst und Liebe habe der Pfarrer zu St. Peter, Simon Laroche, seinen Protest vor den Behörden vorgebracht, berichtet derselbe Dan. Kraus. Das ist jener Laroche, der dann im Jahre darauf die christliche Religion und ihre Vertreter so mannhaf in Schutz genommen hat, als der gewalttätige Lati-

nist Franz Dorotheus Gerlach seine neuhumanistischen Uebertreibungen und plumpen Ausfälle veröffentlichte.

Soweit das von der Kuratel geforderte Gutachten und seine Verfasser. Um aber dem Vorwurf der Einseitigkeit zu entgehen, suchte die Behörde auch noch von andern Kennern DeWettes ein Urteil zu erhalten. Wieland wandte sich zuerst an Pfarrer *Fäsch* zu St. Theodor (1752 bis 1832, Pfarrer daselbst seit 1802). Dabei handelte es sich nicht bloß um eine weitere Meinungsäußerung über DeWette, sondern schon mehr um ein Gutachten über das vorliegende Gutachten; das konnte infolge Kränklichkeit des alten Herrn nur kurz ausfallen; immerhin trat *Fäsch* leidenschaftlich für den Umstrittenen ein. Er beanstandete die flüchtige Lektüre und einseitige Ausbeutung von DeWettes Schriften, rügte das Herausreißen einzelner Stellen aus dem Zusammenhang, das völlige Verschweigen seiner Verdienste um eine neue Bibelübersetzung; DeWettes Begründungen seien nicht richtig geprüft worden, seine Behauptungen fänden sich z. T. schon bei Luther, und anderes mehr. Wacker schreibt er zum Schluß: «Vergleiche ich, wie Hr. DeW. in unserm Erziehungsrate und nachher in Braunschweig behandelt worden, so erröthe ich, mein Geblüt wallt heftiger und gebietet mir zu schließen.»

Einen ausführlicheren Bericht erbat sich und erhielt die Kuratel von Rektor *Rud. Hanhart* und Pfarrer *Carl Wolleb* zu St. Elisabethen. Hanhart war seit 1817 Rektor des Gymnasiums und, als Schüler des berühmten Homerforschers Fr. Aug. Wolf, ein ebenso tüchtig geschulter Philologe wie origineller und energischer Mensch, von Herkunft ein gewichster Thurgauer. Er hat es sich nicht leicht gemacht; seine Arbeit, deren zweiter Teil aus kritischen Bemerkungen besteht über die von den Gegnern angefertigten Auszüge aus DeWettes Schriften, umfaßt in einer saubern Abschrift 42 engbeschriebene Quartseiten; sie sind keine leichte Lesekost. Wieweit Hanhart der theologischen Sachlage gerecht wird, das zu beurteilen ist nicht Sache

des historischen Darstellers; dazu gehörten fachmännische, theologisch-dogmengeschichtliche Fachkenntnisse. Hanhart beruft sich eingangs auf die vortrefflichen Empfehlungen des Angegriffenen, vor allem auf die von Schleiermacher, und sucht dann einläßlich alle Anwürfe und Verdächtigungen zu entkräften. Für viele schlimmer als die befürchteten Mißhelligkeiten persönlicher Art und die möglichen Wirkungen auf ein weiteres Publikum hält er, wenn dieses erfahre, daß fremde Studiosi abgereist seien mangels genügender wissenschaftlicher Hilfsmittel und Vorlesungen; daß *ein* Kurs über *ein* Evangelium sich über Jahre erstrecke, wasmaßen für ein vollständiges Studium 9 Jahre nötig wären, wo an anderen Orten mit dreien auszukommen sei; daß hiesige Eltern genötigt seien, ihre Söhne auswärts studieren zu lassen, so daß die theologische Fakultät die Stadt teuer zu stehen komme. Ist mit einzelnen dieser Ausführungen etwas stark in die Steine gehauen, so sind doch offenbar wunde Punkte des Betriebs bezeichnet. Dann geht er scharf mit den Herstellern der Auszüge ins Gericht: DeWettes Grundanschauungen seien nicht richtig geprüft, seine Beweise nicht untersucht, die wichtigsten Schriften nicht verwertet worden; die ihm vorgeworfene Willkür im Bestreiten der Echtheit biblischer Bücher sei nirgends nachgewiesen; seine Begriffe «Symbol» und «Mythos» wie übrigens die ganze neuzeitliche ästhetisch-philosophische Ausdrucksweise hätten sie nicht verstanden.

Nebenbei bemerkt: Solche neue Begriffe wie z. B. «Symbol» haben damals erschreckend gewirkt. Wie weit sind wir diesen Schrecken enthoben! Wenn heute ein Mart. Dibelius (Heidelberg) «Paulus auf dem Areopag» nicht mehr als Historie, sondern nur als «symbolische» Begegnung gelten läßt, so ficht uns das nicht groß an. Wenn aber für DeWette Offenbarung soviel bedeutete wie der geschichtliche Selbsterweis des Göttlichen; wenn ihm Offenbarung nicht auf Bibel und Christus beschränkt war; wenn, nach DeWette, Christus dem Menschen «das in ihm

liegende Göttliche im vollkommenen Bilde» spiegelte, ihm «das reinste Bewußtsein seiner selbst» gab, seine Gestalt ein «Symbol der Wahrheit ist, in dem sich Idee und Erscheinung vollkommen durchdringen», so war das eine Sprache und Denkweise so unerhört neu und von so sträflicher Kühnheit, daß sie das Fassungsvermögen der Buxtorf und Genossen meilenweit hinter sich lassen mußte.

Und wie der erste Teil des Hanhartschen Gutachtens wirkungsvoll mit einer Kunst sprachlicher Zuspitzung schließt, so wird zum Schluß des zweiten Teiles mit kecker dialektischer Wendung Professor Merians Reformationspredigt gegen Professor Merian selber ins Feld geführt und ihm vorgehalten, was für schöne Worte er damals zum Preise der kritischen Haltung der Reformatoren und der Freiheit vom Gewissenszwang gefunden habe.

Das war vor Weihnachten 1821. Acht Tage später stimmte Pfarrer Wolleb Hanharts Gutachten bei und lieferte zwei Wochen darauf noch ein eigenes; es deckte sich mit dem vorigen in allem Wesentlichen.

Auf diese Gutachten stützte sich dann Wieland in einem *endgültigen Schreiben* an den Erziehungsrat (8. Jan. 1822). Darin faßte er nochmals den ganzen Gang der Verhandlungen zusammen: alles gegen DeWette Vorgebrachte beruhe auf Mißverständnissen; nirgends sei er bisher wegen Irrlehren angefochten worden; angelegentlichst empfahl er die Berufung, von der man sich ein neues Aufleben der Universität und des theologischen Studiums im besondern versprechen dürfe.

Zehn Tage später ging der *Vorschlag* mit zwei Stimmen Mehrheit im Erziehungsrate durch und gelangte als *Antrag* an Bürgermeister und Räte. Die Berliner Angelegenheit wird darin nur mehr gestreift, als zu bekannt und «dem theologischen Fache zu fremd», dafür das Zeugnis der Autoritäten hervorgehoben. Samstag den 19. Jan. 1822 fand die denkwürdige Ratssitzung statt. Auf diese hatten die Gegner noch eine letzte Anstrengung unternommen; sie fochten die Kompetenz des Erziehungsrates

an, denn es handle sich doch darum, ob hinfüro die Vernunft in Basel als höchste Richterin in Glaubenssachen zu gelten habe oder die Bibel. Aber es war vergeblich; am 21. Januar wurde das Berufungsschreiben an DeWette abgeschickt.

Wenn der Geschichtsschreiber dieser Dinge nach allen Seiten hin gerecht sein will, so gibt es da allerhand zu bedenken; da ist Vorsicht im Urteil so nötig, als Nachsicht mit den beteiligten Personen geboten und kritische Ueberlegung der ganzen Zeitlage gegenüber berechtigt ist. Mit der Neugestaltung des gesamten höheren Bildungswesens rückte auch die Erneuerung der Universität nur langsam vorwärts. Noch bis vor kurzem waren die Vorlesungen lateinisch gehalten worden und hatte bei Anstellungen das Los entschieden. Daß man den Stoff aus älteren Lehrbüchern schöpfte, befremdete niemand; der lebendige Zusammenhang mit der deutschen Wissenschaft war verloren gegangen; es gab da Schwierigkeiten über Schwierigkeiten; sie waren noch 1830 nicht alle behoben; aus der Jugend- und Bildungsgeschichte K. R. Hagenbachs ist genug davon bekannt. Der Erstarrung des theologischen Lebens entsprach die bunte Vielfalt der religiösen Schattierungen im bürgerlichen. Neben strammen Rationalisten gab es ebenso stramme Orthodoxe und Pietisten. Viele Basler Geistliche standen in der Abendmahlsfrage Luther näher als Zwingli; die Missionsanstalt war von einem Lutheraner geleitet. Basler Theologen studierten mit Vorliebe in Tübingen, das vom herrschenden Rationalismus kaum berührt war. Wieviel innere Unsicherheit hatten nur schon die Aufläufe bloßgelegt, die sechs Jahre vor dem DeWettehandel die Anwesenheit einer Frau von Krüdener erzeugte! Man denke an den Tumult vor dem «Wilden Mann», das Treiben am Hörnli, die Ausweisung durch den Rat, der eine kommunistische Zelle witterte! Daß unter solchen Umständen Buxtorf und Genossen mit heiligem Ernst zum Rechten sehen zu müssen meinten, war ihr gutes Recht. Liest man dann aber in des

erwähnten Pfarrer Dan. Kraus Aufzeichnungen von den wüsten Zänkereien in den Pfarrkämmerlein, Kapitelsitzungen und ähnlichen Veranstaltungen, oder gar, wie einige Jahre nach DeWettes Amtsantritt Antistes Falk-eisen beantragte, DeWettes «Einleitung ins Neue Testament» dem Rate zu verzeigen, damit der Verkauf sistiert werde, so ist man empört über so viel Saththeit, Unduldsamkeit und Starrsinn. Und Kraus verdient hierin Glauben, denn er war erst gar nicht für DeWette eingenommen; die Art der Berufung kam ihm unehrlich vor und als bloße Mache gegen alles, was nicht vom Rationalismus ausging, «bloß um DeWettes Rufes als Neolog willen»; erst das genauere Studium der Schriften, die Predigten, der Lehrerfolg bei den Studenten und die ganze überragende Persönlichkeit haben ihn mit der Zeit gewonnen.

Anderseits muß der Orthodoxie noch allerhand zugebilligt werden, «mildernde Umstände» für den, der Lust zu einem strengen Urteil über sie hat. Nach den Aussagen hiesiger Fachgenossen schrieb der Vielangefeindete seine entscheidenden Schriften erst im Lauf der Basler Wirksamkeit, ja, er hat sich erst später deutlich der Orthodoxie wieder mehr genähert. Somit gilt zur Entlastung seiner Richter auch hierin jene alte, aber nie genug beherzigte Historikerweisheit, daß man von den Mitlebenden nicht verlangen kann, sie sollten schon so klug sein wie der Biograph, der das Ganze des Lebens übersieht. Sodann haben die aufrichtigen Gegner den schwachen Punkt des DeWette von damals wohl dunkel geahnt; daß nämlich der Schritt von den abstrakten Voraussetzungen seiner Religion zu einem lebendigen Glauben und praktischen Christentum nicht so selbstverständlich und klein sei, und daß seine ideal-ästhetische Betrachtungsweise der «geschichtlichen Bedeutung des Einmaligen» nicht genügend gerecht werde.

Waren das die Schwierigkeiten bei der Berufung auf seiten der Basler, so zeigten sich auch welche auf DeWettes Seite. Er hatte im Sommer vorher in Braunschweig eine

Gastpredigt gehalten, und dort gab man sich alle Mühe, ihn zu gewinnen. Doch die Sache zog sich hin, weil die Braunschweiger Behörde aus dem Gegensatz zu Preußen Mißhelligkeiten befürchtete. Wie DeWette sich dabei benahm, gereicht ihm nur zur Ehre. Er hat auf beide Seiten seine Karten offen hingelegt; in einem Brief von Mitte Februar 1822 bittet er den Basler Bürgermeister um Aufschub; in Braunschweig erwarte man eben nicht nur einen Gelehrten, sondern auch einen gutgesinnten Menschen; die Frage der Wohnung, der Reise- und Einrichtungskosten mache ihm schwere Sorgen; er hoffe, bei zufriedenstellenden Leistungen tue man hier ein Mehreres für ihn. Der Schlußsatz zeigt die gewissenhafte Gründlichkeit seiner Ueberlegung: «Es erscheint mir als eine wichtige, mir von Gott aufgetragene Sendung, an diesem Orte aufzutreten.» Ebenso freimütig schrieb er nach Braunschweig. Dort klärten sich die Dinge bis Anfang März; so konnte er nach Basel zusagen, froh, «in die Mitte eines glücklichen Freistaates geführt zu werden». Die noch verbleibenden Formalitäten wurden rasch erledigt. Wieland gelang es im Sommer, DeWette den vollen halben Jahresgehalt zu erwirken. Die Gehaltsfrage an sich bedeutete für diesen zwar wenig; doch sind verschiedene Schreiben aus der Folgezeit vorhanden, worin er um eine Gehaltszulage bittet. Das ist nur aus DeWettes schwierigen Familienverhältnissen heraus verständlich; er wollte aber stets in vornehmer Bescheidenheit nur um das mit dem Gesetz zu Vereinbarende gebeten haben.

Ueber diese seine *persönlichen Verhältnisse* muß hier ein Wort eingeschaltet werden; sie haben die Basler von damals gewiß auch nicht kühl gelassen; im Interesse des Persönlichkeitsbildes greife ich dabei bewußt etwas über die Grenzen des Themas hinaus.

DeWette war dreimal verheiratet. Eine erste überaus glückliche Ehe hatte er mit fünfundzwanzig Jahren als Dozent in Jena mit Eberhardine Boye aus Bayreuth geschlossen; sie ist noch vor Ablauf des ersten Jahres durch

den Tod zerstört worden. Seine zweite Frau war Henriette Frisch, verwitwete Beck, aus Heidelberg; sie brachte eine Tochter und einen Sohn mit; die Gatten mußten aber bald getrennt leben; die Frau starb im vierten Jahr von DeWettes Basler Wirksamkeit in ihrer Heimat. Der Sohn ist der eingangs genannte Lateinlehrer am Basler Pädagogium; er wirkte später, hochgeachtet in seinem Fach, durch Jahrzehnte an einer amerikanischen Hochschule; zwei Jahre vor des Stiefvaters Tode ist er nochmals zu längerem Besuche in Basel gewesen. — Eine dritte Ehe, 1833 mit Sophie Streckeisen, verwitweter von Mai aus Bern geschlossen, verlief auch nicht ohne Trübungen. Eine Schuld an dem wiederholten Unglück liegt kaum auf DeWettes Seite; dafür spricht, daß alle Kinder und Stiefkinder mit rührender Treue zu *ihm* gehalten haben. Wer untersuchen wollte, wieviel von seiner religiösen Haltung auf solche häusliche und Herzensnot zurückzuführen sei, begäbe sich auf unkontrollierbares Gebiet; hier steht man ehrfürchtig still vor dem Geheimfach des seelischen Haushalts. Aber der Literarhistoriker, gewohnt, den Zusammenhängen von Erlebnis und Schrifttum nachzuspüren, hat eben etwas von dem Menschen, den schon Lichtenberg «das rastlose Ursachentier» genannt hat. So muß er, ohne entlarvende Psychologie zu treiben, annehmen, daß auch ein kühlkritisches Gemüt durch solche Bedrängnisse in eine persönlichere Gottesnähe hineingetrieben wird; C. F. Meyers Spruch aus seinem «Hutten» (nach Römer 8) hat auch hier Geltung: «Es ängstet sich, es sehnt sich allezeit — die Kreatur in ihrer Endlichkeit.»

Es bleibt immer merkwürdig, wie die drei großen Theologen DeWette, D. Fr. Strauß und Al. Biedermann, schon wissenschaftlich nicht ohne einander zu denken, auch in ihrem Menschlichsten nahe zusammengehören. Während aber die schweren Erlebnisse von Verdrängung aus Amt und Ehe einen Strauß in ein bleibendes «Ketzergefühl» hineintreiben, scheinen sie bei DeWette und Biedermann läuternd und vertiefend gewirkt zu haben. Hagen-

bach spricht in seiner Leichenrede von DeWettes erstem Wesen und den «tiefausgeprägten Schmerzenszügen». Für Biedermann läßt sich diese Läuterung aus Briefen an Romang belegen. Beide gehören eben zu den animae naturaliter religiosae, denen trotz Hang und Zwang zu erbarungslos kritischem Denken Religion tiefes Herzensbedürfnis ist und deshalb eine Wirklichkeit ohne alle begriffliche Denksicherung, ein Gemütsanliegen, dessen Recht man gegen alle Wissensüberheblichkeit wahrht.

In DeWettes Sohn scheint sich der schwere Ernst des Vaters zu einem skurrilen Humor gemildert zu haben. Das Andenken an den Stadtarzt und Physikus hat bis in unsere Zeit fortgelebt. Ein Kenner solcher Dinge wie Paul Barth weiß noch von ihm: Er habe einmal, vorzeitig totgesagt, sich ein eigenes Vergnügen daraus gemacht, im Hausgang seiner Wohnung in der Aeschenvorstadt die gespendeten Leichenkränze eigenhändig in Empfang zu nehmen. Diese kleine Abschweifung ins Gebiet des Komischen ist gerechtfertigt, sobald man sich erinnert an das Wort eines Großen «Nur was sich wandelt, bleibt mit mir verwandt». Um so unwandelbarer im Stil des alten DeWette wirkte das gemessene und abgeklärte Wesen der Großtochter Emma, verstorben 1916; ihrer wahrhaft vornehmen Erscheinung hat Antistes von Salis bei der Leichenfeier schöne Abschiedsworte gewidmet.

* * *

Das war die Berufung DeWettes. Wie war es mit der *Aufnahme in Basel*? Ohne Zweifel bedeutete für den deutschen Professor die Uebersiedelung nach Basel zunächst ein starkes *Herabsteigen*. Der religiös-theologischen Enge entsprach damals eine gewisse Dürftigkeit des geistigen Lebens und eine weitgehende Interesselosigkeit des Bürgers, beides eine Folge der politischen Lage; Abhängigkeit und Angst vor dem Ausland wirkte sich auf allen Gebieten aus; man denke nur an das armselige Zeitungs-

wesen; Kantonsblatt und Avisblättchen mußten genügen. Als der Buchhändler Flick zum Ersatz für den Zschokkeschen «Aufr. Schweizerboten» ein Wochenblatt für alle Stände herausgeben wollte, wurde es verboten. Noch waren es erst wenige Jahre her seit der beweglichen Klage der hiesigen Sortimenter, ihr Absatz beschränke sich meist auf Andachts-, Wörter- und Geschäftsbücher. Und wie geistige Inzucht berührt dann daneben die in den Behörden oft anzutreffende Personalunion, z. B. in dem sechzehnköpfigen Erziehungsrat. Wie muffig, verhockt und philiströs mußte da manches den Mann anmuten, der bisher so munter vor den frischen Luftströmungen der Zeit gekreuzt hatte! Schon vier Jahre zuvor hatte er zu Berlin in einem kleinern Kreise einen Aufsatz über «die Philister» vorgelesen — ganz im Sinn und Geist des spätern Schopenhauer (abgedr. in Bas. wiss. Zeits. 3. Jahrg. 4. Heft). Den Kampf gegen die Philisterei auf allen Gebieten hatte die romantische Schule auf ihr Panier geschrieben; nicht vergeblich hat DeWette entscheidende Jahre an den Quellen romantischen Lebens verbracht. Student und Privatdozent in Jena zur Zeit der Fichte und Schelling, hatte er aus der Nähe den Fichteschen Atheismusstreit und die Blüte der kritisch-intellektuellen Frühromantik erlebt; dort regte sich zuerst die Schillerkritik und wollte man beim Vorlesen der «Glocke» vor Lachen vom Stuhle gefallen sein; dort gab es die nächtelangen Diskussionen im Schlegelschen Kreise über alle nur möglichen Dinge der Wissenschaft und Kunst — ein genialisches Treiben, das bekanntlich die berühmte Caroline, die spätere Frau Schellings, beinahe Gesundheit und Leben kostete. Dazu ein Studentenleben, schon weit über landesübliche Roheit und Händelsucht hinaus; «man geht hier nicht aus», schreibt Dorothea Schlegel (geschiedene Veit, gebor. Mendelssohn), «oder man hört von Wilh. Meister, Transzendentalphilosophie und Silbenmaßen sprechen» . . . In den folgenden Jahren ist zu Heidelberg die «Wunderhorn»-Volksliedersammlung der Arnim und Brentano fällig, und

dann erlebt DeWette den glänzenden Aufschwung der Berliner Universität neben Humboldt, dem mächtig auf ihn einwirkenden Schleiermacher, neben Neander, Savigny und zuletzt noch Hegel. Natürlich ist kaum anzunehmen, daß bei der Langsamkeit des internationalen geistigen Austauschs und der Gleichgültigkeit weiter Kreise man in Basel schon Kenntnis hatte von all diesen Dingen, geschweige denn von ihrer geistesgeschichtlichen Bedeutung. Trotzdem war auch für den Nichteingeweihten die Persönlichkeit des Fremden umwittert von einem Hauch aus der freien Weite und den weltumspannenden Interessen des deutschen Idealismus. Zunächst freilich blieben das geistige Imponderabilien. Mehr fielen für die Basler ins Gewicht die greifbaren Leistungen. Und da war neben den angefochtenen theologischen Schriften, die DeWette mitbrachte, vor allem ein *Roman*: «Theodor oder des Zweiflers Weihe.» Ein Theologieprofessor mit einem Roman! Man muß sich klarmachen, was das damals bedeutete. Weltanschaulich-philosophische Romane gab es seit den Zeiten des alten Wieland; aber das eigentliche religiöse Anliegen zum Thema eines Romans gemacht, das war neu, aufsehenerregend. Literaturgeschichtlich gesehen, beginnt damit eine ganze Entwicklung; sie erreicht erst gegen Ende des Jahrhunderts mehrmals Höhepunkte, z. B. in den Schriften von Lou Andreas-Salomé, Nietzsches Freundin, eine Entwicklung, der auch Basel mit C. A. Bernoulli sich einreihet. Auf schwachem Begebenheiten-gerüste breitet der Verfasser DeWette seine ganze philosophisch-religiöse Entwicklung aus, mit ihren Irrlehrern, mit ihren ernsthaften Führern, mit allen Zweifeln, durch vielerlei Wandlungen hindurch, mit dem Ringen um einen Ausgleich zwischen den Bedürfnissen des Gemüts und den Anforderungen des Verstandes. Die ausgedehnten Gespräche über alle erdenklichen Gegenstände der Religion und Philosophie, der Literatur und Kultur, die psychologischen Erklärungen und die altmodische Erzähltechnik bestimmen dem Werk deutlich seine Stelle in der

langen Gefolgschaft der Wilhelm-Meister-Romane; es ist mit seinen zwei Bänden von zusammen über 1000 Seiten keine leichte, aber für den ausdauernden Leser gewinnbringende Lektüre; es scheint doch begehrt und gelesen worden zu sein, denn bald wurde eine zweite Auflage nötig. Ja noch mehr: sein Verfasser konnte ihm später ein weltliches Gegenstück geben, des Titels «Heinrich Melchthal oder Bildung und Gemeingeist». Das ist ein Buch ähnlichen Umfangs, aber viel unterhaltsamer, mit gutverwerteten Episoden aus dem griechischen Freiheitskampf, ein Buch, in dem Goethe-Fichtesche Ideen über eine den Gemeinschaftsgeist fördernde Erziehung fortleben. Beide Romane müssen unserer tatsachenhungrigen und sensationsgierigen Welt von Schnellesern notwendigerweise langweilig erscheinen; für die damalige Zeitgeschichte sind sie eine wahre Fundgrube. Beide hat Frau Bürgermeister Sarasin 1872 unserer Oeffentl. Bibliothek vermacht.

Der übrige geistige Reichtum, der mit DeWette aus Deutschland nach Basel abgewandert ist, kann nur annähernd genannt werden, wenn die gesteckten Grenzen nicht sollen überschritten werden. *DeWette brachte mit:* eine ganz ungebrochene Lust am Forschen, Lehren, Anleiten, Organisieren. Dazu eine Freudigkeit, was er für wahr hielt, auch im Kanzelwort zu vertreten, alles nach dem Grundsatz, den Gewinn der wissenschaftlichen Untersuchung für die Theologie zur Geltung zu bringen und doch die Rechte des Glaubens zu wahren. Von Anfang an — seine erste Predigt hielt er schon zu Pfingsten 1822 — bis kurz vor seinem Ende hat DeWette häufig in Basels Kirchen gepredigt; umfassende Bibelkenntnis, Tiefe und Gedicgenheit der Auslegung, strenger Aufbau nach den Forderungen der alten Homiletik, all diese Tugenden, für ihn selbstverständlich, eroberten ihm sofort die Herzen. Predigen war ihm Bedürfnis und Freude; er fühlte sich dabei wohl im Genuß einer besondern Gabe, wie er anderseits einer Forderung seines Innern Genüge tat; nach Hagenbachs Zeugnis sah er sich dadurch auch in sei-

nen Studien gefördert; «zwischen Wissen und Glauben Schwankende» hoffte er damit zu erreichen; dazu hat er noch mit 45 Jahren die Ordination verlangt. Wenn uns heute trotz allem aus seinen Predigten etwas wie akademische Kühle anweht, so liegt das hauptsächlich an unserer ganz anders spannungsgeladenen und aufgewühlten Zeit, die gebieterisch eine dramatischere Haltung verlangt. Der Unterschied der Zeitalter tritt am deutlichsten hervor, wenn man die DeWetteschen Predigten aus dem ersten Drittel des Jahrhunderts z. B. mit den Andachten aus Fr. Naumanns «Hilfe» vom Ende des Jahrhunderts vergleicht. Schon das Vorwort zur Buchausgabe «Gotteshilfe» reißt die breite Kluft auf zwischen heute und dazumal.

Aber die Anhängerschaft unter den Kirchgängern und die Begeisterung der akademischen Hörer entschied die Aufnahme noch nicht auf der ganzen Linie. Von den Bemühungen der Orthodoxen, den Vertrieb seiner Schriften zu unterbinden, war schon die Rede. Die Rationalisten fochten seinen Roman an als Rückfall in alte Orthodoxie und Mystizismus. Jenen stand er zu weit links, diesen zu weit rechts: Vermittlertragik! Die Anfeindungen setzten sich noch durch Jahre fort. Basel scheint schon damals ein Hort christlich verbrämter Médisance gewesen zu sein. Ein etwas verlotterter Literat fand später im «Melchthal» «faunenartige, stets von Weibern schwatzende Sinnlichkeit»; dabei hält es schwer, einen Roman namhaft zu machen, in dem das Verhältnis der Geschlechter in geistiger Verklärung gehalten wäre.

In all den Sticheleien ging DeWette unbeirrbar seinen Weg und ging ihn in vornehmer, wahrhaft christlicher Haltung; er fuhr fort zu wirken im Sinne der Schleiermacherschen «Reden über die Religion»: «den väterlichen Glauben zu sichten und das Herz zu reinigen von dem Schutte der Vorwelt.» Die letzten Bedenken freilich sind wohl erst bei seinem letzten Werk verstummt, bei seiner «Erklärung der Offenbarung Johannis», wo er sich in der

Vorrede deutlich zu dem Petruswort aus der Zeit der ersten Verfolgung bekennt «Es ist in keinem andern Heil» . . .

Bedingungslos war dafür die Aufnahme bei den besten und vorurteilslosesten Geistern Basels. Dafür braucht es keine Wolke von Zeugen; zwei genügen. In unwandelbarer Treue bekannte sich C. G. Jung in seiner eigenartig tiefen und dogmenfreien Religiosität zu ihm; noch späte Aufzeichnungen im genannten Tagebuche halten stets den gleich warmen Ton fest. Der andere ist Alexandre Vinet. In Briefen an seinen Freund Monnard spricht er von der Berufung, anfangs behutsam und kritisch gestimmt; DeWettes Schriften für das große Publikum seien «irréprochables»; aber vor Gelehrten und Studenten führe er eine andere Sprache. Und dann folgt jene bekannte Stelle: DeWette gelte als Antichrist, sogar die Holzhacker auf den Straßen verhandelten ihn; am lautesten schrien die Nichtkenner; alles rede von seiner Dogmatik und zitiere daraus, und dabei wisse er, Vinet, nicht einmal, ob überhaupt nur zwei Exemplare in Basel vorhanden seien. Das war vor DeWettes Eintreffen. Der erwartungsvolle Skeptiker Vinet hat aber bald vor dem stärksten Argument, dem der Persönlichkeit, die Waffen gestreckt; er wurde bald begeisterter Hörer, ja Uebersetzer; ihm schien sogar, er habe nie vorher Exegese getrieben; sein Endurteil lautet: «un professeur, dont la probité littéraire et théologique est encore plus remarquable que le talent et l'érudition»... und schließlich: . . . « il a cherché de bonne foi la vérité »... (s. Rambert, « A. Vinet, hist. de sa vie et de ses œuvres », Bd. 1, S. 95 ff.).

* * *

Als ein aufrichtiger Wahrheitsucher ist DeWette nach Basel gekommen. Früher noch ablehnend gegenüber der Orthodoxie, hat er es hier nie an tiefer Hochachtung vor ihr fehlen lassen. Weit entfernt von der rationalistischen «Uhrmachervorstellung» von Gott und der stolzen Aufklärerweisheit «Es ist ein Gott, das wußte Moses schon —

Doch den Beweis gab Moses Mendelssohn» — ist er hier das Mißtrauen in die rationalistischen Ersatzstücke der Offenbarungsreligion je länger desto weniger losgeworden. Doch diese Entwicklung noch weiter über die Berufung nach Basel hinaus und die Aufnahme hier zu verfolgen, ginge weit über die gestellte Aufgabe hinaus. Eines darf noch gesagt werden. Besonderes Licht fällt nochmals auf DeWettes Basler Anfänge von seinem Ende her: er hat, nach Hagenbachs Darstellung, eine ergreifende Leichenfeier gehabt. Mancher mag dabei mit Stolz gedacht haben: Er war unser! Denn DeWette hat sich in Basel trotz allem heimisch gefühlt; zwei ehrenvolle Rückberufungen hat er ausgeschlagen. Er war unser, denn er hatte nichts von der Art, mit der sonst Zugewanderte seines Berufs und Herkommens den Baslern so leicht auf die empfindlichen Nerven fallen. Und mancher mag mit Schmerz gefühlt haben, daß mit ihm eine ganze Kultur dahinsank, nicht bloß deshalb, weil ihr Träger im Urteil der Zeitgenossen eine ganze Fakultät in seiner Person verkörperte, sondern vor allem darum, weil er zeit seines Lebens der Ueberzeugung nachgelebt hat, daß die Seele der Kultur die Kultur der Seele sein muß.

Mit DeWettes Berufung nach Basel ist ein Blick in deutsche Geistesgeschichte gegeben; vor allem aber erhellt sie auf eine Strecke Basler Leben und Wesen zur Restaurationszeit. Heute tragen eine Straße und ein Schulhaus seinen Namen; Tausende gehen daran vorbei oder führen ihn im Munde, ohne zu wissen, daß es der verehrungswürdige Name eines rastlosen Gottsuchers ist, der hier vor mehr als neunzig Jahren zur Ruhe kam. Aber nicht zur Ruhe kommen sollte — dem wollen diese Ausführungen dienen — der Dank der Basler Nachwelt.